

Beilage der „Neuen Freien Presse“.

Jakobus und die Frauen.

Eine Jugend von Franz Carl Ginzkey.

(Ganz.)

Wenn mir Menschen jederzeit das Schöne zu sehen wüßten, von dem wir umgeben sind, könnten wir nicht anders, als unermesslich und ohne Ende glücklich sein. Aber es gehört zu den traurigsten Halbheiten der Schöpfung, daß wir Menschen, und selbst wir feiner Organisierten, den größten Teil unseres Lebens mit Blindheit geschlagen sind. So ist uns das Paradies auf Erden verschlossen, und die Leute, die dauerhafte Paradiese brauchen, müssen sie im Jenseits suchen geh'n."

Jakobus nahm sich das Herz, ihm nochmals für das Gedicht zu danken; er sagte, daß es ihm wohl gefiele, daß er aber, als er es am Abend zu Ende gelesen hatte, lange nachsinnen magte, warum die Heiterkeit, auf die es gestreift ist, seinem Wesen so fremd sei.

"Damit sagen Sie mir vieles," antwortete der alte Dichter. "Sie sind noch jung, noch allzu jung, um persönliches Leid, das Sie jetzt vermutlich erfüllt, durch Lebensheiterkeit überwinden zu können."

Jakobus fühlte sich zu dem alten Dichter hingezogen, wie bisher noch zu keinem Manne. Er hatte Milanowitsch aufrichtig geliebt, aber etwas Unausgesprochenes war stets zwischen ihnen geblieben. Nun stand er endlich einem Manne gegenüber, der auf Waden ging, die seine eigene Sehnsucht waren, und sein leeres Herz begann eine heitere heimatische Ruhe zu empfinden. Er fühlte das Starke, Verbindende, das in hohen gemeinsamen Zielen liegt und über das Menschliche hinaushebt.

Er konnte nun keine bessere Freude, als den alten Dichter zu besuchen. Oft gingen die beiden, besonders an stillen Sonntagnachmittagen, am Ufer der Salzach entlang, und jede dieser Stunden war für Jakobus ein innerliches Fest.

Eines Abends, als sie von einem längeren Ausflug heimkehrten, begann Jakobus dem alten Manne von seiner Vergangenheit zu erzählen. Er spann sein äußeres Leben fort, bis er allmählich, fast ohne es zu wollen, auch das Schicksal seines Herzens enthüllte. Von Maria sprach er mit sanfter Heiterkeit, von Dora mit schmerzvoller Zurückhaltung.

Der alte Dichter nickte, während Jakobus erzählte, einigemale mit dem weißen Haupt und einmal unterbrach er ihn und sagte: "Das ist wohl die Tragik des Mutterlosen."

Nun kam Jakobus auch auf seine früheste Kindheit zurück. Er entsann sich der Mädchen in seinem Heimat-

dorf und gedachte auch seines Abenteuers mit dem Ringlein der kleinen Unbekannten.

"Was sagen Sie da?" meinte der Alte, nachdenklich geworden. Das Mädchen gab Ihnen einen Ring und ließ davon? Ja, wie ist mir denn? Das ist ja alles wie ein Traum!"

Er war stehen geblieben und sah Jakobus erstaunt an.

"Nein, nein," sagte er dann, mit der Hand über die Augen streichend, "das ist ja gar nicht möglich! Wie, sagten Sie, habe das Dorf geheißen? Friedberg?"

"Ja, Friedberg," sagte Jakobus verwundert.

"Das ist aber seltsam, höchst seltsam," fuhr der alte Dichter kopfschüttelnd fort. "So hieß doch auch das Dorf, von dem die kleine Angelika sprach. Wissen Sie, daß ich zu glauben beginne, ich habe das kleine Mädchen gekannt, von dem Sie da sprechen?"

Jakobus sah ihn betroffen und ungläubig lächelnd an.

"Was gibt es doch im Leben für merkwürdige Zufälle!" sprach der Alte vor sich hin. "Aber ich sagte es immer: der Zufall ist ein feiner Poet! Doch was nennen wir Zufall? Er ist ja nichts als ein ausblitzendes Glied in der bunten Kette der Geschehnisse, die unser Leben bestimmen."

"Ich verstehe Sie nicht," unterbrach ihn Jakobus. "Sie glauben, Sie hätten jenes Mädchen gekannt?"

"Ich beginne es ganz ernstlich zu glauben," sagte der Alte. "Ich will Ihnen das erzählen. Es ist eine ganze Geschichte. Kommen Sie mit mir. Sie sollen auch das Bildnis der Kleinen sehen. Das wundert Sie, nicht wahr? Ich kannte das kleine Mädchen gut."

"Wo ist sie jetzt? Was ist aus ihr geworden?" fragte Jakobus, immer mehr erstaunt.

"Sie ist schon lange tot," sagte der Alte, leise und bekümmert. "Sie ruht hier auf dem Salzburger Friedhof."

Jakobus wurde ganz seltsam zu Mut. Nun stand das kleine Mädchen wieder vor ihm, an das er so viele Jahre gar nicht gedacht hatte. Es sah ihn schon und fast erschrocken an mit dem wehmütig tränklichen Gesichtchen.

"Sie hatte blonde Haare und merkwürdig helle blaue Augen," sprach er, wie zu sich selbst.

"Gewiß, es ist Angelika gewesen," sagte der Alte immer bestimmter. "Kommen Sie mit mir! Ich besitze ein kleines Bild, das sie darstellt, wie sie auf der Harze steht. Auf dem blonden zarten Haupt liegt ein Schimmer der Abendsonne, und die hellen blauen Augen sind groß und klar auf den Beschauer gerichtet. Ich kann das Bild niemals ohne Rührung betrachten. Sie müssen

nämlich wissen — diesen hellen Augen war das Licht erloschen, Angelika war blind."

Jakobus schweig betroffen; ihm war das alles wie ein Traum. "Wie seltsam, wie seltsam!" rief der alte Dichter. "Doch hören Sie. Mir lebte eine Schwester in Wien, die im Vorjahre gestorben ist. Sie war die Witwe eines bekannten Bildhauers, war selbst sehr kunstsehnig und lebte in guten Verhältnissen. Sie war meine einzige Schwester. Einmal schrieb sie mir, sie hätte in der Zeitung von einem tragischen Verhängnis gelesen — ein kleines Mädchen, das Kind sehr armer Leute, sei an den Mätern erkrankt und allmählich völlig erblindet, und hätte kurz darauf seine Eltern durch den Tod verloren. Es hände nun ganz verlassen und hilflos da. Sie habe nun das kleine Mädchen, schrieb sie mir, das ihr sehr gefallen habe, zu sich genommen und wolle es erziehen. Es war die kleine Angelika. Meine Schwester gewann das stille bescheidene Kind sehr lieb. Sie nahm ihm einen Blindenlehrer und ließ es, da es musikalische Begabung zeigte, auf der Harze unterrichten. Ich habe das Mädchen später oft spielen gehört, und es war mir eine liebliche Freude, dem Spiel ihrer schlanken blassen Finger zu lauschen. Alles Rührende, groß und vornehm Entsetzende, das Blinde oft an sich haben, war über die Gestalt dieses Kindes gebreitet. Sie wurde mir bald sehr lieb.

"Dann kam das böse Ende," fuhr der alte Dichter fort. "Nun sind es fünf oder sechs — ich glaube sechs Jahre her, da besuchte mich meine Schwester hier in Salzburg und nahm das Mädchen mit. Sie bewohnte eine Villa auf dem Mönchsberg, deren Dach Sie dort zwischen den Bäumen hervorschauen sehen können. Und einmal machten wir einen Ausflug an den Königssee und nahmen die kleine Angelika mit. Sie meinte, sie wolle auch einmal auf einem See fahren, sie wolle wissen, wie das sei. Auf dem Heimweg überraschte uns ein Gewitter, wir mußten uns auf dem Wege beiten, und das Mädchen, das ich zu hastig führte, wurde krank und starb uns wenige Tage darauf an einer tödlichen Lungenentzündung. Zart, überzart war sie ja stets gewesen. Ganz still und klaglos schied sie von uns, wie sie still und klaglos gekommen war. Wir haben damals viel gelitten, meine Schwester und ich!

"Nun werden Sie mich aber fragen, woher ich weiß, daß unsere Angelika das Mädchen mit dem Ringlein ist? Sie hat mir das selbst gesagt. Sie war in ihrer Kindheit, noch vor ihrer Erblindung, nur einmal auf dem Lande gewesen, mit einer Ferienkolonie, und die Schönheit des Alpenlandes hatte dem armen tränklichen Stadtkinde einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Sie

Literaturblatt.

Max Burdhard.

Kritisch seines neuen Buches "Quer durch das Leben". Wien Tempelst., 1908.

Von Hermann Sahr.

Burdhard ist in Oesterreich heute berühmt und verkannt.

Es geht übrigens uns allen so. Man hat es nicht schwer, sich einen Namen zu machen. Aber dabei bleibt's. Der Name wird gemacht, allenfalls noch ein paar Zeichen dazu, der Hut, den man trägt, die Locke, der Bart, vielleicht auch ein Abenteuer, in das man verwirrt, ein Spatz, dem man verfallen war. Und genug: Man ist erledigt. Ruhm ist auch hier wieder nur ein Mittel, einen Menschen abzutun. Du bist berühmt, also jetzt gib aber auch schon einmal Ruh! Und man läßt den Berühmten stehen, mit dem angenehmen Gefühl: unsere Pflicht ist getan, jetzt brauchen wir uns doch nicht mehr zu kümmern. Das ist das System: erst toschweigen, dann totlügen, zuletzt totschätzen. Da liegt einer am Ende in seinem Ruhm, wie in einem Sarg. Und schreit und schlägt, aber niemand kann ihn hören, nichts bringt von ihm mehr durch. Der schwarze Dedel des Ruhms ist zu schwer. Und feierlich tropfen die großen schwarzen Kerzen um ihn. Und es ist wieder einer tot.

Ich habe gar nichts davon, wenn mich Tausende nennen. Zehn, die mich kennen, wie ich bin und was mein Wesen will, gelten mir mehr. Und alle gebe ich für einen einzigen hin, auf den ich wirken, dem ich helfen, den ich formen kann. Alle Kunst, alle Wissenschaft, der Anreiz zur Tat, zum Opfer, zu Behauptung und Entfaltung, der Sinn aller Schaffenden und Leidenden besteht doch darin allein, daß jeder von sich ein Zeichen geben will, wie er ist und was aus ihm eben diesen ganz einzigen und einmaligen Menschen macht, welches nun von der Menschheit aufbewahrt und an ihr verwirgt werde. Wie aber einer ist und was ihn zu diesem ganz einzigen und einmaligen Menschen macht, das ist ein in unablässigen Enthüllungen unablässig von neuem wieder verborgenes Geheimnis unablässiger Verwandlungen. Wer nach einer graut, behält eine leere Maske zurück, das Geheimnis selbst aber ist ihm schon wieder entschlüpft: nur im ewigen Auf und Ab, Hin und Her, Aus und Ein, im Werden und Warten und Wachsen, im Flären und Floden und Fluten aller, aller Verwandlungen, welche den Menschen verweben, ist sein Ge-

heimnis. Was ein bißchen mystisch klingen mag, aber ja doch nur heißen soll, daß kein Moment einen Menschen ganz enthält, daß jeder Mensch ein unerforschliches Wunder ist, welches mit jedem Tage neu geschieht, und daß wir es einem Menschen, den wir kennen wollen, schuldig sind, mit bestmöglicher Andacht zu lauschen, wie er immer wieder wird.

Burdhard erschien und griff zu. Und man vernahm sogleich: Der will; und der weiß, was er will; und der weiß, was er will, was er will, was er will. Das war hier neu. Er ging in keine Saitung, mit ihm fing eine an. Eine andere Mischung, die man noch nicht gewohnt war. Bedächtig unbefonnen, maßvoll verwegen, verbindlich rücksichtslos. Die ersten Männer hatten alle bei uns ein so strenges Gesicht: dieser lachte. Die Künstler hielten sich unirdisch fern: dieser radelte und tarodierte. Ueberzeugung kündigte sich feierlich an: dieser war in kurzen Lederhosen überzeugt. Er war neu. Deshalb klatschte man in die Hände und ließ ihn sich gefallen. Es ist jetzt bald zwanzig Jahre her. Und noch immer klatscht man in die Hände und läßt sich ihn gefallen. Was will er mehr? Genügt's ihm nicht, so als eine Statue des Willens, gespannter Kraft und einer rachslosen Zuversicht in unserer Stadt zu stehen? Was will er noch?

Er war ein gezeierter Jurist und fing eben auch als Direktor zu gelten an, als man erschrackte, er schreibe nun auch. Einen Roman, ein Stück, noch ein Stück, Schlag auf Schlag, von 1897 auf 1898. Man erholte sich, man sagte: Er schreibt auch, nun ja! Der Roman, die Stunde gesieten. Dies war nicht zu leugnen. Nun ja. Dann aber geschien er plötzlich den Betrieb einzustellen; er lieferte nichts mehr. Aha. Wer wirklich ein Autor ist, ist jeden Herbst bereit. Wir haben es gleich gewußt. Bis auf einmal, 1906, wieder ein Stück, 1906 ein zweiter Roman und noch ein Stück erschien. Erfolg um Erfolg. Und der Schluß ist, daß es jetzt über ihn heißt: "Der Burdhard ist ein großer Jurist und ein famozer Mensch, der übrigens auch schreibt." Uebrigens auch; dies vergißt man nicht einzufügen. Wie ich einmal in einer seiner Premieren eine Dame heftig klatschen und sich begeistern sah, die dann, immer noch klatschend, im selben Atem sagte, mit einem lieben Zug von richtiger Entscheidung um das hochmütig kurze Kinn: Natürlich ist er kein Dichter! In solchen Fällen sagt man in Wien: Natürlich. Doch gibt es auch solche, die größer sind.

Vergleicht man das, was Burdhard jetzt in der Meinung der Leute ist, mit dem, was seine Werke sind, so ergibt sich: Er ist "unliterarisch", er kann nicht schreiben, er ist kein Dichter, aber seine Werke sind ein

vollkommener Ausdruck (vielleicht der stärkste, gewiß der weiteste) der jetzt in den österreichischen Deutschen ringenden Kraft. Wer uns erkennen will, wie wir hier in Oesterreich jetzt geistig sind, wie wir es wurden und was aus uns jetzt werden soll, muß es aus seinen Werken. In ihnen steht unsere ganze geistige Welt geformt, mit allen Erweiterungen, Entmutigungen, Verzweiflungen, mit allen Leiden an unserer Vergangenheit, mit unserer ganzen tollkühnen Lust zur Zukunft, die wir in uns wissen; der ganze Kreis unserer in Hoffnungen und Ermühtungen und Unsicherungen sich möhenden Menschheit ist hier gezogen, in den "literarischen" Werken dieses "Undichters", der nicht "schreiben" kann.

"Literarisch" nennt man nämlich stets, was an den Werken der in einer Zeit geltenden Dichter dem Laien auffällig ist und ihnen abgeleitet werden kann. Dichter wird einer durch die Kraft seiner sich gestaltenden Empfindung. Diese wirkt, sie schlägt, sie zwingt die Menschen. Sie ist es, die sie spüren. Aber nun möchten sie sie greifen und halten sich an ihre Zeichen. Der Blitz schlägt ein und macht ein Loch. Nun messen sie das Loch aus. Nun meinen sie, das Loch sei der Ruh. Und die Wissenschaft von den Dählern, von den letzten Dählern ist es, die für jede Zeit bestimmt, was eben jetzt als "literarisch" gilt. Wie's der letzte Dichter gemacht hat, das soll es dann sein, was den Dichter macht. Bis zum nächsten nämlich, der wieder andere Zeichen bringt. Es ist übrigens in den anderen Künsten ebenso. Wer so malt, wie man es von den letzten großen Malern gemohnt ist, von dem heißt es, daß er malen kann. Wer für seine andere Empfindung andere Zeichen braucht, der "kann" es für die Leute so lange nicht, bis die Macht seiner Empfindung wieder ihre Gewohnheiten verbrochen haben wird. In manchen Zeiten erscheinen Künstler freilich, in welchen sich die Triebe der früheren erst zu vollenden scheinen, sozusagen große Sammler vieler Vergangenheiten, die alle Zeichen bewahren. In anderen Zeiten fallen Künstler zerstörend in die Kunst, Einbrecher, Räuber, die so lange geheiligten Zeichen verwüsten. Und zuweilen gibt es auch Künstler von einer so arglosen Unschuld, daß sie gar nicht einmal wissen, was bisher in der Kunst gut und böse war. Sondern unbekümmert geben diese gelassen immer nur sich selbst, was sie haben und wie sie sind. Jeder Laie, gar der auf Bildung" hält, weiß von der Kunst mehr, um die Kunst mehr als sie. Jeder Laie weiß, welche Worte jetzt für abgenützt, für zurückgestellt gelten, wie man neuestens Perioden einzubiegen oder abzubrechen, unzufallen oder auszubügeln hat, wo jetzt eine leise goethisierende Wendung, ein sanft romantischer Glanz mit entlegenten Ables-

erzählte uns oft davon, und sie wußte auch noch den Namen des Ortes, den ich übrigens selbst vor Jahren auf einer Reise besucht hatte.

Nun aber gestand sie mir eines Abends, als ich ganz allein neben ihr saß und den Erinnerungen ihrer reifen Kindheit lauschte, sie habe einmal in jenem Dorfe einem Knaben einen Ring gegeben und sei dann gleich vor ihm davongelaufen.

Und nun sind Sie selbst dieser einsame Junge, mein lieber junger Freund! So hat unsere Mondnachtbekanntschaft noch eine tiefere Bedeutung bekommen.

Jakobus ging still und in tiefer Bewegung neben dem Alten dahin. Das war ihm alles noch wie ein Märchen, wie ein rührendes Geschenk, das er aus der Hand des Lebens empfing.

„Kommen Sie also mit mir!“ sagte der alte Dichter. „Ich will Ihnen Angelikas Bildnis zeigen.“

Sie gingen wortlos nebeneinander her, jeder in seine Gedanken versunken. Als sie auf dem Stadtfeld ankamen, erblühte gerade das silberne Glockenspiel vom Turm des alten Regierungsgebäudes.

Wald stand Jakobus vor dem kleinen Bilde, das in einer Fensternische neben dem Schreibtisch hing. Der alte Dichter hob den Vorhang zur Seite und das Abendlicht spiegelte von der Festung Hohensalzburg einen zarten rötlichen Ton auf das liebliche blaue Mädchenbild.

„Man konnte beten lernen,“ sprach der alte Dichter, „wenn man in diese erloschenen Augen sah. Ihr Anblick war für mich die tiefste Quelle jenes mystischen Schmerzes, der über das eigene Leid erhebt und die dunklen Mächte verehren lehrt.“

„Nach am Abend, bevor sie starb,“ fuhr er mit unterdrückter Stimme fort, „hat sie uns, ein Fenster zu öffnen, damit das Abendlicht herein könne.“

„Was ist am Himmel zu sehen, Onkel Anselm?“ fragte sie mich, aus ihrem Fieber Schlaf erwachend. „Eine große helle Wolke, mein Kind, eine einzige, wunderbare, die segelt wie ein

Boot!“ Da bewegte sie die Lippen und mir war, als spräche sie: da möchte ich mit! — Dann aber schweig sie still, und sie schweig auf immer. In derselben Nacht verschied sie, ganz sanft, wie ein leises Lied.

Angelika.

Ein Wästel lag im Auenhoch über Berg und Tal, Im Abendlicht zu schauen Wie schimmernder Qual. Das Mädchen nicht leise Wie laut die Wolke atmet, Nur wunderbaren Reize Nur ihre Seele mit.

Jakobus hatte dem alten Dichter versprochen, ihm schon am folgenden Abend das Ringlein mitzubringen. Als er es am Nachmittag aus der verstaubten Lade hervorholte, mußte er es lange betrachten.

„Dann aber mußte er lächeln. Wie konnt' dieses kleine fremde Mädchen solche Macht über ihn gewinnen? Aber sie war nunmehr sein Eigen geworden.“

„Und war nicht alles sein Eigen geblieben, was ihm jemals an Liebe gesehen war? Er dachte an Maria und an Dora und seine Seele atmete auf und bekannte: Es ist mit viel an Liebe geworden in meinem jungen Leben.“

Er ging mit starken freien Schritten nach dem Hause des Paracelsus. Vom wolkenlosen Himmel funkelten die Sterne, der Herbstwind ließ seinen Mantel wehen und trieb das raschelnde Laub vor ihm her.

Jakobus wieder neuen Erfüllungen gewachsen, im Wunderbaren des Lebens wie in der Liebe der Frauen, und weniger wollte er noch angänglicher Dauer fragen, als nach der Tiefe des Augenblicks.

So trat er zu dem alten Dichter in die Stube, der sich allsobald das Ringlein zeigen ließ.

Er betrachtete es wehmütig lächelnd von allen Seiten, während Jakobus ihn schweigend und mit Rührung betrachtete. Sein Haar war silberweiß und seine Hände ähnelten ein wenig, sein Gesicht aber war von einer sanften gefunden Röte überflogen.

„Das ist ein Ding von ganz besonderer Art,“ meinte er erblüht. „Wir wollen ihm heute auch besondere Ehren erweisen.“

Er hatte in seinem behaglich erwärmten Zimmer die Hängelampe und seine Schreibtischlampe mit dem grünen Schirm angezündet, auf den Bücherfassen und den Tischen brannten zahlreich Kerzen, die in alten silbernen Armleuchtern steckten.

„In keiner Götter,“ sagte er, „darf an diesem Abend die Dunkelheit lauern!“ Der Tisch war schon zum Abendessen gedeckt. Der alte Herr legte ein Buch in die Mitte des Tisches, bedeckte es mit einem weißen Tuch und bettete auf diese Erhöhung den Ring. Dann ordnete er einige prächtige Rosen, die er einer Vase entnahm, im Kranz um ihn herum.

„Sie werden sich denken: Was treibt er da für Holuspokus?“ lächelte der alte Herr. „Spukt ihm etwa der Geist des alten Paracelsus in den Gliedern? Ach, lassen Sie mir die Freude, ich sehe solche Symbole, wie dieses Ringlein eines ist, und erwarte ihm gern allerlei sechshundertjährige Ehre.“

„Inbesseren aber wollen wir,“ fuhr er fort, „auch all der anderen gedenken, der Schönen und Guten, die jemals gewesen sind. Unsäglich war das Glück. Sie sollen gesegnet sein. Unsäglich war auch das Leid. Sie sollen nicht minder gesegnet sein. Des Lebens bestes Wunder geschieht uns von den Frauen.“

Jakobus sagte: „Sie sollen gesegnet sein!“ Sie ließen ihre Gläser über dem Ringlein erklingen, es gab einen zarten sehnächtigen Ton. Der Wein ließ perlende Rubinen steigen und die dunkeln Rosen sprühten ihr tiefes, flammendes Rot.

tiven unerlöschlich ist. Burckhard weiß es gar nicht. Von allen Wigen, Knissen, Wisten, woran sich die vom Meier, welche im literarischen Betriebe geprüft sind, untereinander erkennen, weiß er nichts — mich dünkt, der Junker ist fehl am Ort. Und dies macht seine Kraft, daß er überhaupt das Problem gar nicht abnt, an welchem sich andere zerstoßen: der Vergangenheit treu, ohne sich untreu zu sein. Sondern er sagt: Jetzt bin ich da, ich aber bin so, vernehm mich! Und tritt hin und beginnt. Und immer spürt man wieder, überall wieder dieses trotzige: Jetzt bin ich da, ich aber bin so! Bis man einstimmt: Ja! Jetzt sind wir da! Und wir sind so! Und wollen so sein, wie wir sind! Wollen es wagen, wir zu sein!

Das ist seine Macht: er hat den Mut zu sich selbst. Das ist aber unser Problem: den Mut zu uns selbst zu finden. Denn daran sind wir so krank gewesen, an unserer schielenden Angst vor uns selbst. Burckhard ist einer, der die verborgene innere Schönheit unserer Menschen fühlt, die sich nirgends ins Leben traut. Und alles, was er tut und was er will und was er strebt und was er kann und was er sagt, schreibt oder zeigt, ist immer nur ein einziger Schrei: Heraus, ins Leben hinaus, zeigt euch, seid, was ihr seid, und alles wird leuchten von eurer so lange verhängten Schönheit! Hundert Jahre lang ist es der Wahn der wahrhaftigen Menschen in Oesterreich gewesen, abseits zu gehen und heimlich zu sein. Sich zu verdrücken, zu verschweigen, zu verhallen. Bei sich zu Hause, im abgeschiedenen Winkel, des Innern stillen Frieden hegend. Als ob dem wahrhaftigen Menschen das Leben verboten wäre! Als ob er sich nur verlarvt ins Leben wagen könnte, um ja nur unerkannt zu bleiben! Als ob das Leben die große Versuchung wäre! Dem Leben zu entfliehen, um sich rein von ihm zu halten, war der Väter Sinn. Wir aber haben diese Furcht nicht mehr. Das Leben zu bestehen, u.s. mit ihm zu messen, es aus uns zu formen, bis es völlig unser wird, indem wir völlig sein sind, in seliger Hochzeit versinkend, erstehend, ist unser Sinn. Wir wollen heraus, wollen uns zeigen, wollen wagen, was wir wert sind. Denn wir haben ein gutes Gewissen. Denn wir glauben an uns. Denn wir hoffen auf uns. Wir schämen uns unserer Art nicht mehr, wir sind ihrer froh, wir sind stolz. Wir wollen sie zeigen.

Da geht die Grenze zwischen dem alten und unserem neuen Oesterreich: dort haben die Menschen das Leben gesucht und sich geschämt, diese suchen es, um sich darin zu bekennen. Die List der Mächtigen war es, den Untertan durch ein schlechtes Gewissen klein und feig zu machen. Wir hoffen, unsere Menschen durch ein gutes Gewissen froh und kühn und frei zu machen. Erziehung zum guten Gewissen, das ist der Inhalt dieser Zeit in

Oesterreich. Und wir haben keinen, der darin fester, freudiger und frömmere wäre als Burckhard. Sein Gottfried Wundertisch, der aus einem braven Buben doch zuletzt ein Mensch wird, wie wir es unserem Volke hoffen, geht aus dem Moser ins Gebirg, da zieht er die schwarze Kutte aus und zieht die schwarze Hose aus, dann nimmt er ein frisches Hemd und nimmt eine Lederne, aber die Kutte und die geistliche Hose steckt er an eine harte Fichte. Da hängen sie, der Wind bläst, schwarz klattert's am dünnen Ast. Aber er selber sprang lustig den Berg hinunter, daß die Steine nur so rollerten.“ Und es wird einmal, es wird einmal der Wind blasen, der Wind wird blasen und die schwarzen Kutten werden hängen. Wir aber springen dann lustig den Berg hinab, daß die Steine rollern, lustig zum wirklichen Leben.

Die Geschichte und Kritik der österreichischen Wahlreform.

Die österreichische Wahlreform hat Dr. Egon Zweig zum Gegenstande einer interessanten Studie gemacht, die ursprünglich in der „Revue du Troit public et de la Science politique en France et à l'Etranger“ erschienen ist und jetzt auch in einem Separatdruck vorliegt. („La réforme électorale en Autriche.“ Paris. V. Giard & E. Brière.) Diese Studie zerfällt in zwei Teile: einen historischen, der einen Überblick gewährt über die Geschichte der österreichischen Reichsvertretung seit dem Jahre 1848 und einen juristisch-kritischen, der sich mit den jetzt geltenden Vorschriften über die Reichsvertretung und Reichsratswahl beschäftigt und besonders wertvoll ist durch die Anwendung der Grundsätze der vergleichenden Rechtswissenschaft auf das Wahlgesetz vom 26. Januar 1907.

Der historische Entwurf, der mit der Besprechung der Pillersdorfschen Verfassung beginnt, bietet nicht nur eine gründliche Analyse der verschiedenen Wahlgesetze und Verfassungsexperimente, er wird auch von einer Fülle gut pointierter politischer Bemerkungen begleitet. So wird zum Beispiel über die Wahlreform des Jahres 1873 gesagt, daß dieses Datum nicht nur für das österreichische öffentliche Recht, sondern vor allem für alle weiteren Kämpfe um das Wahlrecht von Bedeutung geworden sei. Die Bemerkungen, diese Wahlreform zu schaffen, waren eine Episode in dem Kampfe des föderalistischen mit dem zentralistischen Prinzip, das im Jahre 1873 die Schlacht gewonnen hat. Von jetzt aber änderte das Problem seinen Charakter; es war nicht mehr ein politisches Problem, sondern wurde ein soziales Problem. Seit diesem Augenblick beurteilte man diese Frage nicht

mehr unter dem Gesichtspunkte des Föderalismus oder Föderalismus; man berief sich nunmehr auf das Interesse der sozialen Schichten, welche mit dem Wahlrecht ausgestattet werden sollten.“ Das Gesetz des 4. Oktober 1882, welches das Wahlrecht auf die fünfjährigen Männer ausdehnte, war die erste Etappe auf dem Wege, der die breiten Gesellschaftsschichten zum politischen Leben führen sollte. Die Zahl der Wähler stieg damals um 400.000. Am 10. Oktober überraschte Graf Taaffe den Reichsrat mit der Vorlage seines Wahlgesetzentwurfs, der in den Kurien der Städte und Landgemeinden das allgemeine Wahlrecht einführen wollte. Die Tendenz dieser Reform war ebenso durchsichtig, wie ihre politische Bedeutung. Sie hatte einen konservativen Charakter, da sie die Wahlprivilegien der Großgrundbesitzer schonte; sie war aber gleichzeitig radikal, da sie das Bürgerium und die Bauern mit der Masse der neuen Wähler überschwenkte. Die Wahlreform war speziell gegen die Deutschliberalen gerichtet. Graf Taaffe wurde gestürzt und im Jahre 1896 wurde die Badenische Wahlreform Gesetz, die den politischen status quo der großen politischen Parteien schützen wollte und dem Kurienparlament, dessen Konstitution gewahrt blieb, eine allgemeine Wählerkurie als Annex angliederte. 83 Prozent der Abgeordneten gingen jetzt aus den alten Kurien, 17 Prozent aus der allgemeinen Wählerklasse hervor. Diese Konstruktion widersprach dem hinc inde; sie wollte dem Grundsatze der Interessentvertretung gerecht werden, ohne die Interessen der breiten Volksschichten durch eine wirkliche Vertretung zu befriedigen.“ Die Zahl der Wähler stieg jetzt von 1.700.000 auf 5.330.000. Fast zu gleicher Zeit wurde der Zensus in den Kurien der Städte und Landgemeinden auf 8 Kronen erniedrigt. Seit dem Jahre 1897 beginnt in Oesterreich die traurige Epoche der parlamentarischen Delapenz, aber es hieß regen die Geschichte und die Gerechtigkeit sühnen, wenn man sie nur der Zusammensetzung des Parlamentes zuschreiben wollte: Angefichts des neuen Wahlgesetzes und der übertriebenen Hoffnungen, die man daran setzt, ist es nicht unnützlich, darauf hinzuweisen, daß selbst in parlamentarisch regierten Staaten nicht immer die Zusammensetzung der Volksvertretung die gute Qualität der Politik und die Stärke der Administration garantiert. Umso weniger wird in einem Staate, wo das Parlament nicht allein regiert, sondern nur mitregiert, das eine oder das andere Wahlgesetz gegen alle Krankheiten des Corpus vile politicum eine Panacea bilden. Das Wort Aristoteles variierend könnte man sagen, es seien die Uebel des Staates nicht aus einem Punkte zu kurieren: Ein gutes Wahlsystem garantiert nicht das gute Funktionieren der politischen